

# Vom bleibenden Sinn des Vorläufigen

Peter Lippert CSsR, Hennef/Sieg

## 0. Die Situation, aus der diese Überlegungen kommen<sup>1</sup>

### 0.1 Hinführung

Die beiden Hochschulen der Redemptoristen und der Gesellschaft vom göttlichen Wort feiern ein Jubiläum: das 25jährige Jubiläum der Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen. Bedauerlicherweise, aber unleugbar verbindet sich mit dem Rückblick aus diesem Anlaß das Wissen, daß die Hochschule der Redemptoristen mit dem Ende des Sommersemesters 1996 ihren Studienbetrieb einstellen wird, daß also noch zwei Studienjahre in der bisherigen Form vor uns liegen. Das ist für alle, die mit dieser Hochschule verbunden sind, ein bitteres Wissen.

Es wäre in dieser Situation sicherlich höchst unbefriedigend, diesen Aspekt der Jubiläumssituation verdrängen zu wollen, um „besser feiern zu können“. Kein Zweifel: In zwei Jahren wird eine Ära zu Ende gehen, und es gilt, sich dem bei unserem Feiern zu stellen. Ich möchte dazu in drei Schritten vorgehen. Zunächst werde ich den Blick auf *einige Denkformen* richten, die es allesamt mit Begrenztheit, Endlichkeit und deren Verarbeitung zu tun haben und denen man heute immer wieder in geistlichen Betrachtungen und in Diskussionen begegnet. Anschließend werde ich fragen, welche Grundzüge eine „*Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit*“ aufweisen muß. Schließlich will ich versuchen, *im Entdecken eines bleibenden Sinns des Vorläufigen* den Grund dafür aufzuweisen, daß wir unser Jubiläum feiern können.

### 0.2 Ein Jubiläum in allgemeinen Turbulenzen

Das Jubiläum wird in einer Zeit mannigfacher Turbulenzen begangen. Es sind nun die Turbulenzen, die wir wohl alle spüren, auf mehreren Ebenen kurz zu registrieren.

– Es gibt zweifellos Turbulenzen im *Zustand der Gesellschaft*. Übereinstimmend werden als Merkmale genannt: strukturelle Kompliziertheit; erfahrungsmäßiger und ideeller Pluralismus; Individualisierungsschub; Aufhören des deutlichen Geprägtseins des Lebens von ausdrücklichen, häufigen und sozial selbstverständlichen Rückbeziehungen auf Religiosität, erst recht auf verbindlich institutionalisierte Religiosität (Säkularisierungsthematik).

---

1 Die hier vorgelegten Überlegungen wurden als Vortrag zum 25jährigen Jubiläum der Hochschulgemeinschaft der Hochschulen CSsR, Hennef und SVD, Sankt Augustin gehalten. Die Bezugnahme auf die konkrete Situation wurde belassen.

– *Was die Kirche* betrifft, so stehen wir in einem größeren Zusammenhang, der nicht selten mit Stichworten wie „Verdunsten des Glaubens“, „Postmoderne“, „Spätkultur“, „Säkularisierung“, „Neuheidentum“ mehr oder weniger treffend gekennzeichnet wird. Es kann hier gewiß keine ausgefeilte Bewertung dieser Epoche der Kirche gegeben werden. Viele werden es so empfinden: Nicht wenige der Erwartungen der unmittelbaren Nachkonzilszeit haben sich als Illusion erwiesen. Dennoch, so kann man es sehen, gibt es nicht wenige Hoffnungszeichen im Leben der Kirche, und man kann sich gewiß fragen, ob die heutige Kirchenkrise ohne die Impulse aus dem II. Vatikanischen Konzil nicht noch schwerwiegender ausgefallen wäre, sowohl was die innere, auch theologische Glaubwürdigkeit der Kirche als auch ihre Fähigkeit betrifft, zu den Menschen zu gehen.

– Es gibt zweifellos auch schwere Turbulenzen im *Zustand der Orden*. Man wird in bestimmtem Sinn sagen müssen: Dies ist die Zeit der Orden nicht. Das braucht nicht zu heißen, diese Lebensform würde es künftig in der Kirche nicht mehr geben, wie manche meinen.<sup>2</sup> Aber die Orden werden noch mehr zu Randgruppen werden, was die Statistik und was die Lebensform betrifft. Sie brauchen sich jedenfalls nicht eigens um ein Randgruppensein zu bemühen oder dieses um des sogenannten prophetisch-kritischen Charakters willen herbeizuwünschen.

Die Krisenmerkmale sind auch hier bekannt und schnell genannt: Drastischer Nachwuchsmangel; Überalterung; Überhang der bisherigen Werke und Institutionen; Unsicherheit über künftige Wege, Selbstzweifel am eigenen Charisma und u.U. an der bisherigen Form des Ordenslebens überhaupt; Mitgeschlagensein von den Wunden der Gesellschaft und von den Geplagtheiten der Kirche. So ist auch hier anzumerken, daß Licht und Schatten zu finden sind.<sup>3</sup> Persönlich bin ich jedenfalls dankbar, mein Ordensleben in dieser Zeit leben zu dürfen, und ich habe die Zeit nach dem II. Vatikanischen Konzil primär als Befreiung und Vermenschlichung des Ordenslebens erfahren.

Im übrigen wird künftig viel davon abhängen, wie die Orden ihre Randgruppenrolle ausfüllen wollen – es gibt hier durchaus unterschiedliche bis widersprüchliche Optionen.<sup>4</sup> Das kann von einem Rückzug in einen geistigen

---

2 Es wird nicht selten vergessen, daß das Ordensleben in anderen Erdteilen aus verschiedensten Motiven durchaus mehr Attraktivität besitzt und daß dort die Nachwuchszahlen ganz anders liegen.

3 Leider befaßt sich die deutschsprachige Ordensliteratur mit wenig Blick auf das iberischsprachige und englischsprachige Ausland stark mit abstrakten Themen und läßt psychologische, vor allem soziologische Aspekte des Ordenslebens fast gänzlich außer acht. Die stärkere Bezugnahme hierauf in anderen Weltgegenden des Ordenslebens hat zwar Krisen nicht verhindert, ist aber für den Umgang mit ihnen sicher hilfreicher als ihre Ignorierung.

4 Besonders anregend, aber auch kontrovers zu diskutieren und widerspruchsbedürftig ist die Konzeption von der Kirche als Kontrastgesellschaft, wie sie u. a. von N. LOHFINK entwickelt wurde (vgl. meine Skizze: *Kirche als Kontrast und Modell*: PastBl 35[1983])

Schmollwinkel, von dem aus ständig der bösen Welt Verdikte entgegengeschleudert werden, bis zu einer Lebensform reichen, in der die Orden Werte leben wie Hoffnung und Solidarität, die sich eine manchmal recht ich-fixierte und oft hoffnungsarme Gesellschaft kaum noch zutraut.

– Es gibt schließlich Unsicherheiten in der *Entwicklung des Theologiestudiums* und der *Berufsnachfrage* bei Theologiestudenten. Vor 25 Jahren, als die Arbeitsgemeinschaft der beiden Hochschulen begann, barsten die Universitätsfakultäten von Theologiestudenten. Das ist inzwischen anders geworden.<sup>5</sup>

## 1. Denkfiguren

### 1.0 Bemerkung vorab

Wie oben bemerkt, möchte ich nun in einem ersten Teil einige Denkfiguren daraufhin betrachten, inwieweit sie Menschen Hilfe und Hinweis darauf sein könnten, sich mit der Vergänglichkeit ihrer Unternehmungen, und letztlich ihrer selbst, auseinanderzusetzen.

### 1.1 Das unechte Lutherwort vom Apfelbäumchen

Luther soll auf die Frage, was er täte, wenn er wüßte, daß morgen der Welt Ende wäre, geantwortet haben: er würde ein Apfelbäumchen pflanzen. Das Wort wird häufig zitiert. Doch handelt es sich bei diesem Ausspruch um ein unechtes Wort, das gemäß Büchmanns „Geflügelten Worten“ erst seit 1945 Luther zugeschrieben wird. Zwar habe Gottfried Benn, als er den Ausspruch in einer Radiosendung vernahm, tief beeindruckt ein Gedicht hierzu geschrieben.

Aber unecht bleibt unecht, und: Bei näherem Zusehen bringt das Wort mitnichten eine exemplarische Haltung zum Ausdruck. Einen Baum zu pflanzen, wenn man weiß, morgen ist *mein* Ende, das heißt dem Tod ins Gesicht trotzen, das macht Sinn. Aber einen Baum zu pflanzen, wenn man weiß, morgen ist es mit *aller* Welt, auch mit diesem Baumschößling wirklich vorbei, scheint mir nicht gerade überzeugend.

### 1.2 Das Wort des Karl Borromäus: weiterspielen

Dem Mailänder Reformbischof wird gelegentlich das Wort zugeschrieben, er habe beim Schachspiel auf die Frage, was er täte, wenn er wüßte, daß er morgen sterben müsse, geantwortet: weiterspielen. Mir gelang es nicht, die Histo-

---

266–271), die, auf die Orden bezogen, diese als Kontrastgruppe in der Kontrastgesellschaft erscheinen läßt: *Der Geschmack der Hoffnung*. Christsein und christliche Orden, Freiburg 1983.

5 Bereits 1991 zeigten bei der größeren Zahl der theologischen Fakultäten und kirchlichen Hochschulen die Statistiken eine sinkende Tendenz.

rizität des Wortes zu verifizieren. Aber in der Zeit vor Übernahme der Mailänder Erzdiözese, während welcher der sehr junge Carlo Borromeo in Rom als Kardinalstaatssekretär bei aller von vielen bestaunten, enormen Arbeitsleistung ein zwar verantwortungsbewußtes und unbestechliches, aber höfisch großzügiges Leben führte, liebte er neben der Jagd und literarischen Zirkeln auch das Schachspiel.

Es könnte also sein, daß unser Ausspruch der zugleich vertrauensvolle und ein wenig kecke Ausspruch eines jungen Mannes ist, der mit sich und der Welt in Frieden lebt und sich an ihr freut – ein Wort nicht also etwa eines aszetischen Kirchenmannes und Seelsorgers; entsprechend wird es auch auszulegen sein. Aus einem solchen Wort könnte Verdrängung der immer andrängenden Nähe des Todes ebenso sprechen, wie es Ausdruck einer großen Geborgenheit in Gott sein kann, die sich auf dem richtigen Wege weiß und die deswegen ein mögliches Ende ruhig in Betracht zieht.

Auf die Frage, wie Menschen der Begrenztheit und Vorläufigkeit ihrer Mühen und Werke einen Sinn abgewinnen können, der stärker ist als diese Vorläufigkeit selbst, vermag diese Art, mit dem nahen Ende umzugehen, denn doch auch eher wenig zu helfen.

### *1.3 Die Rede von Orden bzw. Kirche in winterlicher Zeit*

Immer wieder hört man im Blick auf die oben genannten Krisenphänomene den Vergleich, der etwa besagt, die Kirche oder die Orden befänden sich gegenwärtig in einer winterlichen Zeit, auf die wieder ein Frühjahr, ein Neubeginn folgen würden. Die Sachhälfte des Vergleichs meint also, etwas salopp ausgedrückt: Wenn es auch jetzt schwierig ist – es wird schon wieder werden.

Nun kann dieser Vergleich in bestimmter Hinsicht durchaus der Aufschlüsselung unserer Wirklichkeit dienen. Aufschlußreich wirkt das Wort von der Winterzeit dort, wo es bei K. Rahner seinen Ursprung hat und zunächst von der Kargheit der Formen christlicher Spiritualität gemeint war. Man wird auch an den Buchtitel von I. F. Görres erinnern können: „Im Winter wächst das Brot“<sup>6</sup>

Rahner hatte damals geschrieben: „Im Vergleich zur Spiritualität vergangener Zeiten wird sie [scil. die Spiritualität der Zukunft] sich wohl sehr deutlich auf das Wesentliche konzentrieren müssen. ... So gab es unter intensiver Interessenahme der Frommen die verschiedensten Andachtsformen, religiösen Einzelpraxen, die verschiedensten, voneinander abgesetzten Stile des religiösen Lebens. ... Aber es ist doch zu vermuten, daß in einer winterlichen Zeit eines weltweiten Säkularismus und Atheismus gar nicht so viele Einzelblumen christlicher Spiritualität werden blühen können. In einer solchen Situation ist

---

6 Das Bild begegnet bei RAHNER früh: *Elemente der Spiritualität in der Kirche der Zukunft*: SchrTh 14, Einsiedeln 1980, 368–381. Vgl. I. F. GÖRRES, *Im Winter wächst das Brot*. Sechs Versuche über die Kirche, Einsiedeln 1970.

die Konzentration auf die letzten christlichen Überzeugungen auch im Bereich der Spiritualität unvermeidlich und unerlässlich. ... Man wird doch Jesus sagen und nicht Prager Jesuskind. Man wird Maria sagen und weniger von Lourdes und Fatima künden.“<sup>7</sup> Dieses Bild kann dann wohl auf die Kirche überhaupt angewendet werden. Sie hat die Verheißung, daß sie bleibt, daß also winterliche Zeiten nicht ihr Ende sind.

Eine m. E. bereits überzogene Ausweitung erfährt dieser Vergleich aber dort, wo man ihn auf Ordensgemeinschaften ausdehnt. Bei aller Brillanz lag m. E. eine solche Ausweitung bei dem Referat vor, das Jörg Dantscher SJ zum Jubiläum der AGO im Haus Völker und Kulturen gehalten hat.<sup>8</sup>

Dantscher verbindet das Bild einer winterlichen Glaubenslandschaft mit dem herbstlicher Orden. Mir scheint das Bild (um dieses geht es hier, nicht um Dantschers Sachaussagen) letztlich keine brauchbare Aussage zu liefern. Mag Herbst auch Ernte bedeuten, er ist doch das schön gefärbte Sterben; auf ihn folgt der Winter, und was dann? Nur die zyklische Natur um uns herum oder eine endgültige Verheißung garantieren, daß im Winter nicht alles erfriert. Nur dort können solche Bilder, auf Endliches bezogen, tröstlich empfunden werden.

#### 1.4 Das Wort von der *ars moriendi*

Eine weitere Denkform bildet der Rückgriff auf die allgemein verbreitete und während langer Jahrhunderte auch in der christlichen Volksfrömmigkeit gepflegte *ars moriendi*, die Kunst des rechten Sterbens. Doch werden sich auch hier, vor allem gegen die Metzsche Verwendung des Wortes, starke Bedenken ergeben.

Seit den Anfängen war *ars moriendi* die aktive Einübung in ein aktives Sterben, und sie war von drei Aspekten geprägt: Sie war ein Nein zu naturalistischen Auffassungen von Leben und Sterben als ungesteuerte, pflanzenhafte Vorgänge; sie war ein Nein zur Verdrängung des Todes, und sie war gerade so eine Einübung in eine rechte *ars vivendi*.<sup>9</sup>

Auch in späteren Jahrhunderten war die Kunst des Hinschauenkönnens auf den Tod nicht ausgestorben – erinnert sei nur an den bekannten Brief Mozarts an seinen Vater, der ob seines Inhaltes dem Biographen Wolfgang Hildesheimer wohl zu religiös war, so daß er ihn als wahrscheinlich unecht bezeichnet.<sup>10</sup>

---

7 K. RAHNER, a.a.O., 372f.

8 J. DANTSCHER, *Herbstliche Orden in einer winterlichen Glaubenslandschaft*: OK 34 (1994) 136–150. Mein Einwand bezieht sich zuerst auf das Bild, nicht auf den Inhalt (die „Sachhälfte“) von Dantschers Artikel.

9 Vgl.: K. BAUMGARTNER – B. SILL – H. WINDISCH, *ars moriendi* I., IV., V.: LThK 3 (1994) 1035–1038; „*Ars moriendi*“ – *Impulse für heute aus christlicher Tradition*: A. E. IMHOF – R. WEINKNECHT (Hg.), *Erfüllt leben – in Gelassenheit sterben*, Berlin 1994, 263–269.

10 W. HILDESHEIMER, *Mozart*, Frankfurt/Main 1977, 163f.

Bei Metz hat, wenn ich ihn recht verstehe, die Rede von der *ars moriendi* den unbedingt zustimmungsfähigen Sinn, daß die Orden von Ewigkeitsüchten wegkommen sollten und sich als sterblich akzeptieren lernen müßten. Es bedeutet ferner bei ihm, daß die Orden geliebte Praxen und Sicherheiten loslassen müßten, und auch hier wird ihm Zustimmung sicher sein. Das Wort bekommt aber insofern bei Metz einen schlechten Sinn, als er auch meint, konkrete Ordensgemeinschaften sollten ihr eigenes Sterben einüben.<sup>11</sup> Einzelne Ordensgemeinschaften oder Ordensprovinzen sollten, wie ich meine, zwar der Möglichkeit eines solchen Sterbens ins Auge sehen lernen, sie sollten aber, von Extremsituationen abgesehen, nicht aktiv auf ihr Sterben hinarbeiten. Hier liegt die Grenze des Vergleichs: Der Einzelmensch muß, nimmt er seine endliche Schicksalhaftigkeit und Sterblichkeit ernst, dies sehr wohl tun (Mozart etwa schreibt, er gehe keinen Abend zu Bett, ohne daran zu denken, daß er vielleicht am nächsten Tag nicht mehr wäre).<sup>12</sup>

Daß die Idee einer *ars moriendi* der Orden bei Erscheinen des Metzschen Buches so viele Ordensleute faszinierte, erklärt sich wohl einerseits aus ihrem befreienden, aber begrenzten Wahrheitsgehalt, andererseits aus seiner Kritik am Wachstumsfetischismus, der als gesellschaftliche Denkform die Auffassung suggeriert, was wächst, sei gut, und was nicht wächst oder kleiner wird, taue nichts. Auch die von R. Hostie schon längst vorgetragene Theorie, daß auch Ordensgemeinschaften ihren Lebenszyklus haben, wozu eben auch das Sterben gehöre,<sup>13</sup> mag vorbereitend gewirkt haben. Trotz der richtig gesehenen Aspekte halte ich diese Denkfigur nicht für hilfreich.

### 1.5 Die ignatianische *Indiferencia*

Als letzte und m. M. nach einzig wirklich tragfähige Denkform für unseren Zusammenhang möchte ich kurz auf die ignatianische *Indiferencia* zu sprechen kommen. Diese hat natürlich in manchen von der mittelalterlichen Mystik empfohlenen Haltungen wie der Gelassenheit ihre Vorstufen. Sie ist aber doch wegen der Deutlichkeit, mit der sie im Exerzitienbuch des Ignatius vorgestellt wird, einen ausdrücklichen Hinweis wert. Denn das, was hier empfohlen wird, könnte wohl die Schlüsselhaltung für Ordensgemeinschaften in Turbulenzen sehr viel besser sein als die Rede von der *ars moriendi*.

---

11 Bei METZ, a.a.O., vgl. Anm. 12, liest sich das (gekürzt) so: „Es geht um die ‚Kunst‘, aufhören und sterben zu können, nicht nur individuell, sondern gleichsam kollektiv. ... Ob eine Gemeinschaft stirbt oder einfach ausstirbt: das scheint mir keinesfalls das gleiche zu sein“ (a.a.O., 20).

12 METZ, *Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*, Freiburg 1977; *Zeichen der Zeit – Antwort der Orden*: OK 31(1990) 418–425.

13 HOSTIE, *Vie et morts des ordres religieux*, Paris 1972; in nuancierter Form weiterentwickelt von L. CADA, *The Identity of the Religious*, II. Historical Perspectives: Union of Superiors General, *Consecrated Life Today*. Charisms in the Church for the World, Middlegreen 1994, 229–234.

Im sogenannten Prinzip und Fundament der Exerzitien findet sich die Indiferencia ausgedrückt: gewiß in der spröden Sprache des Basken, aber eindrucksvoll. Dort heißt es: „Der Mensch ist geschaffen dazu hin, Gott Unseren Herrn zu loben, Ihm Ehrfurcht zu erweisen und ihm zu dienen, und damit seine Seele zu retten. Die anderen Dinge auf der Oberfläche der Erde sind zum Menschen hin geschaffen. ... Darum ist es notwendig, uns allen geschaffenen Dingen gegenüber gleichmütig zu verhalten. Auf diese Weise sollen wir von unserer Seite Gesundheit nicht mehr verlangen als Krankheit, Reichtum nicht mehr als Armut, Ehre nicht mehr als Schmach, langes Leben nicht mehr als ein kurzes, und folgerichtig so in allen übrigen Dingen. Einzig das sollen wir ersehnen und erwählen, was uns mehr zum Ziele hinführt, auf das wir geschaffen sind.“<sup>14</sup>

## 2. Elemente einer Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit

### 2.1 Eine reflektierte, zeitbezogene Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit fehlt weithin

Meines Wissens gibt es eine solche zeitbezogene Spiritualität in reflektierter Weise kaum. Grundzüge einer Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit wären aber eine notwendige Sache, denn sonst setzt sich fort, was allenthalben zu beobachten ist: Resignation oder trotziges Festhalten am Bisherigen. Wenn auch die Worte für eine Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit noch fehlen – die Erfahrungen sind bereits da, und sie sind oft bedrückend genug.

Eine solche Spiritualität würde gewiß auch ein gerütteltes Maß an gegenkulturellen Elementen in sich aufnehmen können, ohne daß dies zur Distanzierung von Welt, Menschen und Gesellschaft führte, die für die Beteiligten selbst auf gesunde menschliche Weise nicht zu leben wäre.

### 2.2 Grundlinien einer Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit

Grundlinien einer Spiritualität in Zeiten der Rückläufigkeit wären: innere Überwindung der Wachstumsidee; die Bereitschaft zu einem Vertrauen, bisherige Sicherheiten zu lassen und doch nicht verlassen zu sein; die Entdeckung neugewonnener Möglichkeiten, eben dadurch Neues zu gewinnen. Die zahlreichen Versuche vieler Orden, in den neuen Ländern Neues zu wagen, sprechen eine deutliche Sprache (diese Versuche sind inzwischen so prägend, daß sich ein eigenes Wort gebildet hat: Man nennt sie gelegentlich „Neue-Wege-Gruppen“). Andererseits birgt die Zeit des Rückgangs auch die Gefahr in sich, daß alle nervös hin- und herlaufen und sich dabei angstvoll gegenseitig blockieren.

---

14 IGNATIUS V. LOYOLA, *Geistliche Übungen, Prinzip und Fundament*, zit. nach: A. HAAS, *Geistliche Übungen*, Freiburg 1967, 25f. Übrigens sagt der berühmte Vierzeiler der Teresa von Avila: Nada te turbe, nichts soll dich schrecken, im Letzten das Gleiche: solo Diòs basta, nur Gott genügt wirklich. Dies freilich führt uns unmittelbar zum nächsten Schritt.

### 2.3 Option oder Gesendetsein?

In diesem Zusammenhang möchte ich freilich die Frage stellen, wie weit in den Orden das Bewußtsein noch gegeben ist, eine Sendung zu haben. Orden kranken gewiß nicht selten, wie Mary Jo Leddy in einem vielbeachteten Buch meint, an einem *lack of vision*, einem Mangel an Zielbildern.<sup>15</sup> Aber es geht darüber hinaus um die Frage, wie die Zukunft und ihr Anspruch *primär* erlebt wird: *als Option oder als Sendung* (wenn beides sich auch letztlich nicht ausschließt). Sendung ist die Erfahrung der Propheten und das Gesandtsein der Jünger Jesu, die (anders als Rabbinenschüler) nicht das Ihre verkünden, sondern gesandt sind, in Jesu Namen zu reden. Option ist hingegen die getroffene Parteinahme und die eigene Entscheidung.

Die Frage ist also: Welche Art, Vision zu erleben, prägt uns Ordensleute heute letztlich? Ist es nicht oft mehr Option und weniger Bewußtsein von Sendung? Weiter gefragt: Ist es nicht so, daß kraftvolle Ordensgemeinschaften ihr Globalziel von Gott gegeben sahen, im konkreten Vollzug aber sehr offen und beweglich waren (man lese nur einmal die Lebensläufe von Ignatius, Alfons, Klemens Hofbauer!)? Hat es nicht heute eher den Anschein, als wären Ordensgemeinschaften manchmal von einem als Anspruch von Gott gegebenen letzten Ziel gar nicht so überzeugt, während sie um so sicherer und unflexibler in bezug auf konkrete Entscheidungen wirken?<sup>16</sup>

### 3. Vom bleibenden Sinn

Nun, so meine ich, können wir mit kurzen Strichen hinreichend umreißen, was mit dem bleibenden Sinn des Vorläufigen gemeint ist. Dabei möchte ich die jeweiligen Gedanken ohne viel Redundanz vortragen; wenn die Darlegung kurz ausfällt, dann auch darum, weil sie nicht mehr ist als ein In-Erinnerung-Rufen dessen, was uns allen eigentlich sehr präsent sein dürfte.

#### 3.1 Verfehlt Denkfiguren

Dabei ist zunächst auch hier auf einige sicher nicht ganz falsche und doch ungenügende Denkfiguren zu verweisen.

Es wäre zunächst eine Sicht zu beschreiben, die früher sicherlich häufig als genügend herangezogen worden wäre, die Auffassung nämlich, daß es doch auf die Verdienste für den Himmel ankäme und daß es demgegenüber ziem-

---

15 M. J. LEDDY, *Reweaving Religious Life*. Beyond the Liberal Model, Mystic CT 1990.

16 K. FRIELINGS-DORF / G. SWITEK (Hg.), *Entscheidung aus dem Glauben*, Mainz 1978; R. CANTIN, *O discernimento espiritual pessoal e comunitário*, São Paulo 1987 (aus: Cahiers de Spiritualité Ignatienne, Suppléments num. 12/13); M. SIEVERNICH / G. SWITEK (Hg.), *Ignatianisch: Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu*, Freiburg 1990.



lich egal sei, ob eine theologische Hochschule z. B. ihre Vorlesungen einstellen muß. Das heutige Empfinden auch gläubiger Menschen wehrt sich hier. Das Konzil hat uns gelehrt, die Eigenständigkeit des Irdischen ernst zu nehmen – das gilt wohl auch von unseren vorläufigen Zielen und Werken.

Eine andere Sicht würde gerade umgekehrt argumentieren, nicht supranaturalistisch, sondern immanent. Sie würde auf ein Weiterleben in den Leistungen verweisen, die getan worden sind, so etwa wie Eltern in ihren Kindern, Künstler in ihren Werken „weiterleben“, wie man so sagt: in der Erinnerung der Nachwelt. Aber – selbst wenn man mit Erik Erikson „Generativität“ in diesem weiteren Sinne als zum reifen Menschsein gehörig ansieht: Kann das alles sein? Ist das eine haltbare Auskunft? Ich meine, sie genüge nicht.

### 3.2 *Der bleibende Sinn*

Natürlich ist jede Behauptung, das Vorläufige und also das Vergängliche habe einen bleibenden Sinn, herausgefordert, diesen Sinn näher zu beschreiben. Und so sehr der Hinweis auf den Himmel, losgelöst vom letztlich unwichtigen Jetzt, nur begrenzt stimmig ist, so sehr andererseits die Tröstung, man werde in der Erinnerung anderer weiterleben, ebenfalls ungenügend ist, so sehr hat der Christ von seinem Glauben her einen Trost bereit. Nach klarer Aussage der Schrift und nach Überzeugung der Christen ist Gottes Reich etwas, das zwar erst noch vollendet, von Gott selbst vollendet werden muß und wird, das aber mit dem Kommen Jesu, mit seinem Tun und Lehren, seinen Taten und seinem Ostergeheimnis schon wirklich da ist. Diese Doppeldimension ist es, die dem Jetzt und dem, was Jesu Jünger in Glaube, Hoffnung und Liebe tun, bleibenden Wert gibt, auch dort, wo es nicht persönlich erlebte Einzeltat, sondern wo es institutionalisierter Glaube ist, etwa im Studienbetrieb einer Hochschule.<sup>17</sup>

Anders gewendet: Weil jede Tat der Liebe „bleibt“,<sup>18</sup> darum bleibt alles, was im Vorläufigen geschieht: Das nicht Gute wird auch von Gott nicht ungeschehen gemacht, aber es wird verwandelt durch seine vergebende Liebe, das Gute aber wird bestätigt und ver-ewigt.

Einen Gedanken möchte ich als weitere Kritik an dem spontanen, aber falschen Empfinden anführen, nur das, was dauert, sei von Wert. Es ist der Hinweis, der sich in den spätesten Aufsätzen K. Rahners wiederholt findet<sup>19</sup> –

---

17 „Zwar werden wir gemahnt, daß es dem Menschen nicht nützt, wenn er die ganze Welt gewinnt, sich selbst jedoch ins Verderben bringt; dennoch darf die Erwartung der neuen Welt die Sorge für die Gestaltung dieser Erde nicht abschwächen, auf der uns der wachsende Leib der neuen Menschenfamilie eine umrißhafte Vorstellung von der künftigen Welt geben kann...“ GS 39.

18 „Die Liebe wird bleiben wie das, was sie einst getan hat, und die ganze Schöpfung, die Gott um des Menschen willen schuf, wird von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit sein“ (GS 39).

19 Z. B.: *Was hat Friedrich Spee uns heute zu sagen?* in: M. SIEVERNICH (Hg.), *Friedrich von Spee, Priester – Poet – Prophet*, Frankfurt 1986, 129–140.

daß sich nämlich das Entscheidende des Christseins, daß sich Glaube, Hoffnung und Liebe oft in äußerlich unscheinbaren Situationen ereignen, daß eben Gott in der Banalität des Alltäglichen gegenwärtig ist und viele – nicht alle – Begegnungen mit ihm dort stattfinden.

So starb Ignatius von Loyola ohne Sterbesakramente und ohne den Segen des Papstes (mit dem ihn ja eine durchaus konfliktreiche Beziehung verband), weil man glaubte, diesen zu erbitten sei noch am nächsten Tag Zeit. Er starb, mit den allereinfachsten Worten, unspektakulär: Ein Mitbruder hörte ihn im Nebenzimmer sagen: „*Ay Dios, ay Dios*“: So war Alfons während der letzten achtzehn Jahre seines Lebens nicht der Erzbischof von Palermo (der zu werden ihm angeboten war), auch nicht mehr der Bischof der Zwergdiözese von Sant’Agata dei Goti, sondern ein durch seine Rückenverkrümmung sicher un schön anzusehender alter Pater am Rande der Legalität seines Ordens.

Wenn Christsein sich vielfach in der Unscheinbarkeit des scheinbar und alltäglich Vordergründigen ereignet, so dürfen wir diese Perspektive auch auf das Geschehen an einer theologischen Hochschule anwenden. Wir können nicht beweisen, aber wir können dessen sicher sein, daß in 25 Jahren zwischen manchmal interessanten, aber wohl auch manchmal mühsam durchgestandenen Vorlesungen, der Öde der Prüfungsvorbereitungen, den Ängsten der Examina und den wohl oft zu kurzen Ferien, zwischen Begreifen und Nichtbegreifen der verschiedenen Stoffe, also in der Banalität des Studienalltags Gott mitten unter denen war, die sich da versammelt haben. Und dabei meine ich nicht nur, daß solche Präsenz, die dem Vorläufigen ihren bleibenden Sinn verleiht, nur gleichsam begleitend zum Studieren gegeben sein wird, sondern ebenso auch im Gewinnen theologischer Erkenntnisse. Denn gerade in einer Zeit, die dazu neigt, die geistige Auseinandersetzung hintanzusetzen, entscheidet das gelingende Nachdenken über Gott und das Es-richtig-sagen-Können in menschlicher Ehrlichkeit und Sachkompetenz bei nicht wenigen Menschen über Glauben-Können oder Nicht-Glauben-Können. Und es darf, so meine ich, erst „*omnia palea*“ sagen,<sup>20</sup> wer zuvor gründlich studiert hat.

Weil dies alles so ist, darf auch in schwierigen Zeiten der Rückläufigkeit auf einen bleibenden Sinn vertraut werden. Nichts war vergebliche Liebesmüh’ – die mag es bei Shakespeare geben, nicht im Glauben. Weil dies so ist, bleiben die letzten, bleibenden Worte über dem Leben von Institutionen, Gemeinden und einzelnen Menschen nach wie vor das *Magnificat* und das *Nunc dimittis* als Ausdruck einer Haltung, die einen bleibenden Sinn im Vorläufigen nicht nur etwa mit letzter Mühe auszumachen versucht, sondern diesen in Dankbarkeit und Freude zu feiern vermag.

---

20 Nach der Legende habe Thomas von Aquin gegen Ende seines Lebens angesichts der Unerforschlichkeiten Gottes über sein reiches theologisches Schaffen gesagt, all dies sei Stroh, *palea*. Diese Legende steht in fruchtbarer Polarität zu der anderen, der Gekreuzigte habe einmal zu Thomas von einem Kruzifix her gesagt: *Bene de me scripsisti, Thoma*: „Du hast gut über mich geschrieben, Thomas“.